

Das Surbtal ist wie ein jüdischer Ballenberg

Als ich vor einigen Jahren befürchtete und auch kundtat, Lengnau und Endingen seien ähnlich wie der Ballenberg, ein Museum, oder wie ein Indianerreservat ohne Indianer, ertete ich böse Reaktionen. In der Zwischenzeit wurde intensiv daran gearbeitet, dass es nicht so weit kommen würde, auch ich habe meinen Beitrag dazu geleistet, mit Synagogenfürührungen und Vorträgen.

Vieles hat sich deshalb in den letzten Jahren im Surbtal verändert. Die Lengnauer realisierten, dass Herr Frenkel am Samstag mit Anzug und Hut durch das Dorf in Richtung Margaia zum Gottesdienst eilte, im Herbst stand unsere Laubhütte auf der Terrasse, und oft wurde ich auf der Strasse nach unserem jüdischen Alltag befragt. In Vorträgen schilderte ich unser Alltagsleben, erzählte, was wir am Freitagabend und an Schabat essen, wo doch nicht gekocht werden darf. Ich schilderte auf dem israelitischen Friedhof die Beerdigungsrituale und beschrieb die Totenhemden, die sogenannten Sargenes, an denen ich wöchentlich mitnähte. Ich zeigte an Kochkursen, wie die alten überlieferten Speisen zubereitet werden – diese Kochabende waren stets

ein Highlight und machten mir und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern grossen Spass. Oft musste ich lächeln, wenn mich Frauen fragten, wie wir Juden das Gemüse für die Hühnersuppe schneiden, in Würfel oder in Streifen. Oder ob wir die Eier in der Migros oder im Coop kaufen. Und ob wir nur Beeren aus dem eigenen Garten essen dürfen, nur da seien wir doch sicher, dass sie koscher sind! Ich versuchte immer zu kommunizieren, dass ich eine ganz normale Hausfrau sei, lediglich unsere Religion sei anders.

Solche interreligiösen Veranstaltungen, meist vom jüdischen Kulturweg oder vom Verein Doppeltür initiiert oder organisiert, förderten das Verständnis zwischen Christentum und Judentum, es entstanden Freundschaften. Ich war für viele Schüler und Studenten die erste Anlaufstelle für Semesterarbeiten, kurz, ich gehörte einfach zum Surbtal.

Und dann kam die Pandemie, die alles stoppte: keine Kulturwegführungen, keine Vorträge, keine Kochkurse – nichts. Mit den im Corona-Jahr 2020 zogen wir nach Zürich. Wie wirkt sich dies auf das christlich-jüdische Zusammenleben aus?

Die Synagogen stehen noch, der israelitische Friedhof wird weiterhin gepflegt, im jüdischen Alters- und Pflegeheim Margaia wohnen noch einige wenige jü-

dische Pensionäre, Gottesdienste finden schon lange nicht mehr statt, und leider bewahren sie sich meine eingangs geschilderten Befürchtungen: Endingen und Lengnau wandeln sich zu einem Museum, die Schüler lernen zwar, dass hier Juden lebten, aber sie wissen nicht mehr, wie sie aussehen, wie sie ihren Alltag bewältigen.

Die Pandemie ist nicht nur eine Erkrankung des Körpers, die zwischenmenschlichen Folgen sind leider immens und auch noch nicht absehbar. Nicht nur Vereinsamung von älteren und alleinstehenden Menschen, nicht nur die generationenübergreifenden Kontakte, nicht nur konkursitäre Restaurants und Läden – auch die interreligiösen und interkulturellen Kontakte fehlen. Ich hoffe, dass sich diese nicht lange, zu lange, auswirken werden. Und ich hoffe, dass Endingen und Lengnau entgegen meinen Befürchtungen nicht zu einem Freilichtmuseum verkümmern.



Käthi Frenkel,
Zürich
(früher Lengnau)